

Genug gedrillt

Chinas Schulen zwischen Systemzwang und neuen pädagogischen Ansätzen

Das chinesische Schulsystem baut auf Prüfungsdruck und Wettbewerb. Doch immer mehr Pädagogen und Eltern warnen davor, dass China damit seine besten Talente verschwendet.

Bernhard Bartsch, Peking

Der Schultag beginnt zackig. «Guten Morgen, Lehrerin», ruft die Klasse, schnell auf und verbeugt sich tief. Auf der Leinwand neben der Tafel erscheint eine europäische Weltkarte aus dem 15. Jahrhundert, in einer Ecke des Bildes kichert eine Mickymaus. «Was fällt euch auf?», fragt die Lehrerin. Zehn Arme schiessen nach oben. Das aufgerufene Mädchen steht auf, die Hände an der Hosennaht. «Amerika fehlt», antwortet die Achtklässlerin. «Richtig», lobt die Lehrerin und ist schon bei der nächsten Folie. Sie hat ein straffes Programm vor sich: Nicht weniger als die Geschichte der europäischen Welteroberung in 45 Minuten, inklusive eines fünfminütigen Wiederholungstests am Ende der Stunde.

Kopf und Disziplin

Die Schüler der Shenjinglun-Mittelschule in Peking sind derartiges Tempo gewohnt. Die Schule gehört zu den besten der Hauptstadt. Kinder, die hier aufgenommen werden, haben schon in der Grundschule einen schnellen Kopf und eiserne Disziplin bewiesen - und können damit rechnen, eines Tages an eine der führenden Universitäten des Landes zu kommen. «Unsere Schüler haben dieses Ziel immer vor Augen», erklärt Frau Mu, die stellvertretende Schulleiterin. Sie weiss, dass dies in europäischen Ohren erstaunlich klingt: Achtklässler, die sich bereits Gedanken machen, an welche Universität sie einmal kommen? «Natürlich wollen wir nicht nur Drill, sondern Kinder, die zu selbstbewussten und neugierigen Menschen heranwachsen», sagt die Pädagogin. «Aber gute Noten bei Prüfungen sind nun einmal die Eintrittskarte für alles Weitere.»

Zweifellos bekommen die rund 2000 Schüler an der Shenjinglun-Schule eine der besten Ausbildungen, die man in China haben kann. Die Anlage ist grosszügig und modern. In allen Klassenzimmern hängen Beamer von der Decke. Unterricht per Powerpoint ist Standard, einen grossen Teil der Hausaufgaben reichen die Kinder per E-Mail ein. Die Lehrer sind spezialisiert und unterrichten in der Regel nur ein Fach in einer Klassenstufe. Wie effektiv sie den vorgeschriebenen Stoff vermitteln, wird durch Tests überprüft. Besonders erfolgreichen Pädagogen winkt ein Bonus.

Dass Chinas Lehrer ihren Job gut machen, ist inzwischen weit über die Grenzen des Landes anerkannt. 2010 nahmen Schanghais Schüler erstmals an einer Pisa-Studie teil - und gingen prompt als Sieger hervor. Zwar sind die Schulen der Metropole keineswegs

repräsentativ für das ganze Land, doch zumindest in den grossen Städten, wo mehrere hundert Millionen Menschen leben, dürfte das Niveau vergleichbar sein. Wenige Wochen nach dem Ergebnis der internationalen Vergleichsstudie machte die chinesischstämmige US-Autorin Amy Chua mit ihrem Buch «Battle Hymn of the Tiger Mother» Furore, in dem sie freimütig über die harten Erziehungsmethoden berichtete, mit denen sie ihre Töchter zur Verzweiflung, aber auch zum Erfolg getrieben habe. Obwohl der als Memoiren getarnte Erziehungsratgeber nicht in der Volksrepublik, sondern im Umfeld der Eliteuniversität Yale spielt, lasen viele Rezensenten das Buch vor dem Hintergrund westlicher Sorgen, man könne durch Jahrzehnte des Wohlstands und der Bequemlichkeit seine Wettbewerbsfähigkeit verloren haben.

Doch während Amerikaner und Europäer beginnen, das chinesische Bildungssystem ernst zu nehmen, wird in der Volksrepublik eine andere Diskussion geführt: Kann China die innovativen Köpfe hervorbringen, die es braucht, um zu einer modernen Wirtschaft zu werden, die nicht nur von Niedriglohnfertigung lebt, sondern von Forschung, Entwicklung und Know-how? Dass Chinas Schüler viel lernen, ist unbestritten - aber lernen sie auch das Richtige?

«Chinas Schulen sind gut darin, Schüler auf Standardtests vorzubereiten», sagt Jiang Xueqin, stellvertretender Rektor der Mittelschule der renommierten Peking-Universität und einer der prominentesten Kritiker des chinesischen Bildungssystems. So könne man zwar gute Bürokraten oder Wirtschaftsprüfer ausbilden, aber keine Menschen, die kreativ und innovativ seien. Mehr Aussagekraft als die Pisa-Studie hat für Jiang eine Vergleichsstudie der Internationalen Organisation für die Evaluation von Bildungsfortschritt aus dem Jahr 2009. Darin belegten die chinesischen Schüler in Mathematik zwar den ersten Platz, landeten bei der Kreativität aber nur auf Rang 17 von insgesamt 21 Ländern.

Zwar könnten Chinas Experten durchaus auch positivere Statistiken zitieren, etwa die rapide steigenden Zahlen chinesischer Patentanmeldungen, wissenschaftlicher Veröffentlichungen oder aus dem Ausland zurückkehrender Forscher. Und zweifellos verdankt China sein rasantes Wirtschaftswachstum massgeblich seinen Ingenieuren, Wissenschaftlern und Entwicklern. Aber auf individuelle Fähigkeiten nehmen Chinas Schulen wenig Rücksicht. Da ein Universitätsstudium noch immer als der einzige Weg zum Glück gilt und der Weg dorthin über eine landesweit simultan abgehaltene Aufnahmeprüfung geht, werden alle chinesischen Schüler in die Elitenmaschine gepresst.

Keine Zeit für Hobbys

Die Auslese beginnt schon in der Grundschule: Gute Schüler können zu besseren Schulen aufsteigen, schlechten droht Degradierung. Damit ihre Kinder im Wettbewerb bestehen können, ist es üblich, dass Eltern für ihre Kinder Nachhilfestunden bis tief in die Nacht organisieren und sie am Wochenende zu Sonderkursen schicken. Belohnungen und Auszeichnungen halten die Kinder bei

der Stange. Das Curriculum chinesischer Schulen ist streng naturwissenschaftlich. Mathematik, Biologie, Chemie und Physik sind für alle Schüler Pflichtfächer, neben Chinesisch, Englisch und Sport. Geisteswissenschaftlicher Unterricht, Kunst oder Musik spielen eine untergeordnete Rolle, es sei denn, ein Kind qualifiziert sich mit einer Sonderbegabung für eine spezialisierte Schwerpunktschule. Raum für Hobbys gibt es nicht, Selbstfindung findet nur dort statt, wo sie benotet werden kann. Testergebnisse werden oft am schwarzen Brett ausgehängt und Sitzplätze im Klassenraum nach Notendurchschnitt vergeben.

Der Fluchtpunkt, auf den das chinesische Schulsystem zuführt, ist die dreitägige zentrale Hochschul-Aufnahmeprüfung am Ende der 12. Klasse. Knapp die Hälfte der rund zwanzig Millionen Schüler eines Jahrgangs stellt sich der Prüfung. Gut die Hälfte davon bekommt einen Studienplatz, doch wirklich gute Berufsaussichten haben nur die Absolventen von Spitzenuniversitäten. Weniger als zehn Prozent aller Kinder schaffen den Sprung dorthin.

Vize-Schulleiterin Mu von der Shenjinglun-Schule in Peking macht kein Hehl daraus, dass sie sich wünschen würde, ihre Schüler wären weniger Druck ausgesetzt. «Wir versuchen schon seit langem, die Kinder vielseitiger zu fördern», sagt sie. Doch Zeit für Wahlfächer, soziale Veranstaltungen oder Sport kann sie nur schaffen, wenn man den Schülern den Prüfungsstoff noch schneller und effektiver vermittelt als bisher. «Wir verändern, wo wir können», erklärt sie. «Aber bevor sich das System als Ganzes nicht ändert, ist unser Spielraum beschränkt.»